



# HANNAH ROTHSCHILD

*Die Launenhaftigkeit  
der Liebe*



*Roman*

DVA

HANNAH ROTHSCHILD

*Die Launenhaftigkeit  
der Liebe*

Roman

Aus dem Englischen  
von Monika Baark

Deutsche Verlags-Anstalt

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Originaltitel: *The Improbability of Love*  
Originalverlag: Bloomsbury, London

Copyright © Hannah Rothschild 2015  
All rights reserved

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2016 by Deutsche Verlags-  
Anstalt, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlag: Designbüro Lübbecke Naumann Thoben, Köln

Umschlagmotiv: © Schnörkel: fotolia.com - Extezy

Palette: fotolia.com - quka

Herstellung: Andrea Mogwitz

ISBN: 978-3-641-17423-1

V003

[www.dva.de](http://www.dva.de)

## **Zum Buch**

Annie McDee ist nach London gezogen, um nach der Trennung von ihrem langjährigen Freund einen Neuanfang zu wagen. Eines Tages kauft die junge Köchin in einem Trödeladen ein verstaubtes kleines Gemälde, nicht ahnend, dass dieses Bild nur wenige Monate später die internationale Kunstwelt in helle Aufregung versetzen wird. Schwerreiche russische Oligarchen, Staatspräsidenten, die Gattin eines Ölscheichs und ein Gangster-Rapper werden vor dem altherwürdigen Auktionshaus Monachorum & Sons Schlange stehen, um den »Verkauf des Jahrhunderts« für sich zu entscheiden. Doch auch Annies Leben wird durch ihren Zufallsfund auf den Kopf gestellt. Denn unversehens gerät sie ins Zentrum der dunklen Machenschaften skrupelloser Kunsthändler, die zu allem bereit sind, damit ein gut gehütetes Familiengeheimnis nicht ans Tageslicht kommt ...

## **Zur Autorin**

**Hannah Rothschild**, 1962 geboren, entstammt der berühmten Bankiersfamilie und arbeitet als Autorin und Filmregisseurin. Sie schrieb u. a. für Vanity Fair, The New York Times, Harper's Bazaar und Vogue. Der Kunstbetrieb, in dem ihr Romanerstling spielt, ist ihr aufs Beste vertraut, da sie sich seit vielen Jahren in den Kuratorien renommierter Museen wie z. B. der Tate Gallery engagiert. 2015 wurde sie als erste Frau Vorsitzende des National Gallery Boards. Bisher liegt auf Deutsch nur ihre Biografie über ihre Großtante Nica Rothschild vor, *Die Jazz-Baroness* (2013). *Die Launenhaftigkeit der Liebe* erscheint in rund zehn Ländern und hat in der englischsprachigen Welt Leser wie Kritiker begeistert.

# *Prolog*

## Die Auktion (3. Juli)

Es sollte der Verkauf des Jahrhunderts werden.

Schon in den frühen Morgenstunden hatte sich eine Mensentraube gebildet, und am Spätnachmittag reichte sie vom monumentalen grauen Säulenvorbau des Auktionshauses Monachorum & Sons (gegr. 1756) über den breiten Bürgersteig bis hinaus in die Houghton Street. Am Mittag wurden Absperrungen errichtet, um einen Durchgang frei zu halten, und nachmittags um vier rollten zwei uniformierte Monachorum-Türsteher einen dicken roten Teppich von den kannelierten dorischen Säulen bis zum Ende des Bürgersteigs aus. Die Sonne brannte auf die Menschenmenge nieder, und das Auktionshaus verteilte als wohlwollende Geste Wasserflaschen und Eis am Stiel. Als Big Ben sechs dumpfe Schläge von sich gab, leitete die Polizei den normalen Verkehr um und schickte zwei berittene Beamte und acht Beamte zu Fuß los, um die Straße zu patrouillieren. Die Paparazzi mit ihren Trittleitern, Laptops und diversen Objektiven wurden in einem kleinen Gehege am Rand eingepfercht, von wo sie sehnsüchtige Blicke durch die Tür auf drei Fernsehteams und die akkreditierten Journalisten warfen, die von innen über das Ereignis berichten durften.

»Was ist denn hier los?«, fragte ein Passant eine Frau aus der Menge.

»Die verkaufen dieses Bild, das aus den Nachrichten«, erklärte Felicia Speers, die seit dem Frühstück dort war. »*Die Lasterhaftigkeit der Liebe*.«

»*Die Launenhaftigkeit der Liebe*«, berichtete sie ihre Freundin Dawn Morelos. »Launenhaftigkeit«, wiederholte sie Silbe für Silbe.

»Meinetwegen. Weiß doch eh jeder, worum's geht«, sagte Felicia lachend.

»Rechnen die mit Problemen?«, fragte der Passant und blickte von den Polizeipferden hinüber zu den bulligen hauseigenen Securityleuten.

»Das nicht - aber mit allen möglichen Promis«, sagte Dawn und hielt ihr Smartphone sowie ein Autogrammbuch mit dem Schriftzug »Popstars und Prinzen« in goldgestanzten Lettern in die Höhe.

»So viel Wirbel um ein Bild?«, fragte der Passant.

»Es ist ja wohl nicht irgendein Bild«, sagte Felicia. »Lesen Sie denn keine Zeitung?«

Auf dem breiten Treppenabsatz vor dem Monachorum-Auktionshaus standen vier junge Frauen in schwarzen Kleidern und Highheels mit Klemmbrettern und warteten darauf, Namen abzuhaken. Die Veranstaltung war nur für geladene Gäste. Aus bestimmten Winkeln konnte die Menge draußen einen Blick auf das feudale Interieur erhaschen. Das Monachorum-Haus war der einstige Londoner Sitz der Dukes of Dartmouth und gehörte zu den prächtigsten noch existierenden palladianischen Palästen Europas. Die Halle war groß genug, um darin zwei Doppeldeckerbusse nebeneinander zu parken. Die Stuckdecke, eine Orgie mit Putten und anmutigen Seejungfrauen, war in Rosa- und Goldtönen gehalten. Eine gewaltige Treppe, die breit genug war für acht Reiter Seite an Seite, führte nach oben in den großen Verkaufsraum, ein Atrium aus grün-weißem Marmor,

das drei Rotunden von oben erhellten. Es war in verschiedener Hinsicht eher unpassend für das Hängen und Präsentieren von Kunst; ideal jedoch, um eine überwältigende Ehrfurcht und Begehren auszulösen.

In einem Nebenraum erhielten zwei Dutzend makellos herausgeputzte junge Männer und Frauen letzte Anweisungen. Zum Glück sorgte die Klimaanlage an diesem heißesten aller Abende für gleichbleibende achtzehn Grad. Der Hauptauktionator und Drahtzieher des Verkaufs, Earl Beachendon, stand in Abendgarderobe vor ihnen. Er sprach mit fester ruhiger Stimme, die geschliffen war von acht Generationen aristokratischen Lebens und einer unerschütterlichen Gewissheit der eigenen Überlegenheit. Beachendon hatte in Eton und Oxford studiert, doch aufgrund der Schwäche seines Vaters für den Roulette-Tisch war der achte Earl das erste Mitglied seiner illustren Familie, das einer regulären Beschäftigung nachging.

Earl Beachendon lobte sein Team. In den vier Wochen zuvor hatten sie geprobt, alle Eventualitäten von einem Fersenbruch bis hin zu einem Attentatsversuch durchgespielt. Jetzt, wo Presse aus aller Welt und viele der wichtigsten Kunden des Hauses hier versammelt waren, war es unabdingbar, dass die Veranstaltung mit der Präzision eines Schweizer Uhrwerks ablief. Dieser Abend würde eine Wende in der Geschichte des Kunstmarkts markieren: Man ging davon aus, die bisherige Rekordsumme für ein einzelnes Gemälde zu übertreffen.

»Wir stehen im Mittelpunkt des internationalen medialen Interesses«, sagte Beachendon zu seinem andächtig lauschenden Publikum. »Hunderttausende von Augenpaaren sind auf uns gerichtet. Ein winziger Fehler, und aus dem größten Triumph wird ein Fiasko. Es geht hier nicht nur um Monachorum, um unsere Prämien oder den Verkauf eines

Gemäldes. Diese Veranstaltung wird eine Industrie widerspiegeln, die jährlich über einhundert Milliarden Dollar umsetzt, und die Art und Weise, wie wir den Abend gestalten, wird über Zeiten und Kontinente hinweg eine Botschaft aussenden. Ich muss Sie nicht eigens daran erinnern, dass wir uns auf internationalem Parkett bewegen. Es wird Zeit, dass unsere Arbeit als Beitrag zur Völkerverständigung anerkannt wird.«

»Wenn's weiter nichts ist, my Lord«, scherzte jemand.

Earl Beachendon ignorierte den Einwurf seines Mitarbeiters. »Nach unseren Informationen werden Ihre Schäfchen als höchste Bieter auftreten - es ist Ihre Aufgabe, sie zu bezirzen und zu ermuntern, den einen entscheidenden Schritt zu gehen. Überzeugen Sie sie, dass im Kauf Größe liegt; entfachen Sie Neugier und Ehrgeiz. Ziehen Sie alle Register. Schmieren Sie den Leuten Honig ums Maul, und zwar nach allen Regeln der Kunst. Erinnern Sie sie daran, wie besonders, wie unverzichtbar, wie talentiert, wie reich sie sind, und vor allem, dass sie nur hier, in diesem Haus, wirklich geschätzt und verstanden werden. Vergessen Sie für einen Abend Freundschaft und Moral: Konzentrieren Sie sich ausschließlich aufs Gewinnen.«

Beachendon sah reihum in die Gesichter, die gerötet waren vor Aufregung.

»Sie haben dafür zu sorgen, dass die Ihnen zugewiesenen Gäste sich als etwas Besonderes fühlen. Als etwas *ganz* Besonderes. Selbst wenn der angestrebte Kauf nicht zustande kommt, möchte ich, dass diese hochvermögenden Premium-Kunden nachher mit dem innigen Wunsch unser Haus verlassen, bald wiederzukommen und die nächste Runde zu gewinnen. Niemand darf sich als Verlierer fühlen, oder als weniger wichtig; alle müssen das Gefühl haben, dass es ganz knapp

war, dass sie beim nächsten Mal den Zuschlag bekommen könnten.«

Beachendon lief am Spalier seiner Mitarbeiter entlang und blickte jedem ins Gesicht. Für sie war der Abend eine aufregende Erfahrung, an dessen Ende eine potenzielle Prämie winkte; für ihn ging es ums nackte Überleben, nicht mehr und nicht weniger.

»Denken Sie bitte daran, vor allem Sie, meine Damen, man erwartet von Ihnen, dass Sie dienen und beglücken. Ich überlasse es Ihnen, wie Sie dieses ›Dienen und Beglücken‹ interpretieren. Hauptsache, es bleibt diskret.« Nervöses Gelächter breitete sich in den Reihen aus.

»Wenn ich jetzt die Namen der Gäste vorlese, möchte ich, dass der jeweilige Betreuer vortritt. Sie alle sollten sich mit Erscheinungsbild, Vorlieben, Aversionen und den kleinen Sünden Ihres Schützlings vertraut gemacht haben.« Beachendon hielt kurz inne, bevor er seinen einstudierten, bewusst politisch inkorrekten Witz platzierte: »Den Moslems keinen Schnaps anbieten und den Juden kein Schinkensandwich.«

Gefälliges Gelächter aus dem Publikum.

»Wer ist zuständig für Wladimir Antipowski und Dimitri Woldakow?«

Zwei junge Frauen, eine in eng sitzendem Taft, die andere in einem rückenfreien grünen Seidenkleid, hoben die Hand.

»Venetia und Flora, denken Sie dran, die beiden sind sich spinnefeind. Wir haben sie dazu gebracht, ihre Bodyguards auf ein Minimum zu beschränken und ihre Waffen zu Hause zu lassen: Vorbeugen ist die beste Politik. Lassen Sie sie auf keinen Fall aufeinander los. Verstanden?«

Venetia und Flora nickten.

Beachendon warf einen Blick auf seine Liste und las den nächsten Namen vor. »Seine Majestät, der Emir und Ihre

Majestät, die Sheikha von Alwabbi.«

Tabitha Rowley-Hutchinson, die erfahrenste Kundenbetreuerin, war ganz in königsblauen Satin gehüllt; nur ihr langer Hals und ihre zierlichen Handgelenke blieben frei.

»Tabitha - welche Themen werden Sie unter allen Umständen vermeiden?«

»Ich werde weder Alwabbis mutmaßliche Unterstützung von al-Qaida zur Sprache bringen, noch die Nebenfrauen des Emirs, noch die Menschenrechtsverletzungen in seinem Land.«

»Li Han Ta. Sind Sie gründlich gebrieft worden zu Mr Lee Lan Fok?«

Li Han Ta nickte ernst.

»Denken Sie daran: Auch wenn die Chinesen vielleicht heute noch nicht zum Zuge kommen - sie sind die Zukunft.« Er sah sich im Zimmer um und erkannte, dass sich alle einig waren.

»Wer ist zuständig für Seine Exzellenz, den französischen Staatspräsidenten?«

Marie de Nancy trug einen blauen Seidenfrack und passende Hosen.

»Ich werde ihn zum Thema Käse, zu seiner First Lady und zur französischen Malerei befragen, aber kein Wort zum erneuten britischen Sieg bei der Tour de France, zu seiner Geliebten oder seinem Popularitätsverlust fallenlassen«, sagte sie.

Beachendon nickte. »Wer kümmert sich um Kulturminister Barnaby Damson?«

Ein junger Mann tänzelte nach vorn. Er trug einen rosafarbenen Samtanzug und seine Haare waren zu einer Elvistolle frisiert.

Beachendon stöhnte. »Bitte etwas mehr Zurückhaltung - der Minister mag durchaus dieser Gesinnung sein, aber doch

nicht vor den Augen der halben Welt.«

»Ich dachte, ich plaudere mit ihm über Ballett – er liebt das Ballett.«

»Halten Sie sich an Fußball und Kino«, befahl Beachendon.

»Wen haben wir für Mr M. Power Dub-Box?«

In den letzten Monaten hatte der international erfolgreichste Rapper die Kunstwelt in Erstaunen versetzt, indem er mehrere Kunstwerke mit Kultstatus erstand. Mit seinen gut zwei Metern Körpergröße, 250 Kilogramm Gewicht und den schwarzen Anzugträgern sowie halbnackten Frauen, die ihn jederzeit umgaben, war er nicht zu verfehlen und offenbar auch nicht zu bremsen. Seine berüchtigten, von Drogen und Alkohol begleiteten öffentlichen Auftritte hatten schon zu zahlreichen Verhaftungen, wenn auch bislang zu keiner Verurteilung geführt. Zwei großgewachsene Männer im Smoking traten nach vorn. Wassili war ehemaliger Mittelgewichts-Champion und Elmore hatte in Harvard Sport studiert.

Beachendon blickte hinauf zu den beiden Männern und sandte ein stilles Dankeschön an die Personalabteilung, die in einer Welt von zartgliedrigen Ästheten diese Kolosse aufgetrieben hatte.

»Weiter im Text. Wer passt auf Stevie Brent auf?«, fragte Beachendon.

In ihrem gestreiften Miniröckchen und dem Miedertop wirkte Dotty Fairclough-Hawes wie ein amerikanischer Cheerleader.

»Sind wir hier beim Baseball-Endspiel?«, fragte Beachendon schroff.

»Ich dachte, das gibt ihm ein Gefühl von Heimat«, sagte Dotty.

»Der Mann ist Hedgefonds-Manager, der von seinen katastrophalen Verlusten ablenken will. Das Letzte, was er

braucht, ist ein hysterischer Boston-Red-Sox-Fan, der die ganze Welt darauf aufmerksam macht, dass er sich dieses Gemälde überhaupt nicht leisten kann. Dotty, Sie sind die Einzige in der Runde, die die Aufgabe hat, einen Klienten vom Kauf *abzuhalten*. Nach unseren Recherchen hat er vier Milliarden Dollar Schulden. Wenn er zu Beginn den Arm hebt, meinetwegen, aber setzen Sie sich auf sein Bieterschild, sobald die Gebote die zweihundert Millionen Pfund übersteigen.«

Dotty ging davon, um ihr blaues Taftkleid zu suchen.

»Ach, und Dotty«, rief Beachendon ihr nach. »Bieten Sie ihm keine Coca-Cola an - er hat viel zu zeitig Anteile verkauft -, gerade ist der Kurs um achtzehn Prozent gestiegen.«

Earl Beachendon ging weiter seine VIP - Liste durch, um sich zu vergewissern, dass jeder Gast den passenden Betreuer hatte.

»Mrs Appledore? Danke, Celine.«

»Der Earl und die Countess of Ragstone? Danke, John.«

»Mr und Mrs Hercules Christanopolis? Danke, Sally.«

»Mr und Mrs Mahmud? Lucy, sehr gut.«

»Mr und Mrs Elliot Slicer der Vierte? Wunderbar, Rod.«

»Mr Lee Hong Quiou-Xo? Danke, Bai.«

Venetia Trumpington-Turner hob die Hand. »Wer wird sich denn um den Verkäufer kümmern?«

»Diese wichtige und delikate Aufgabe ist Sache des Vorstands«, erwiderte Earl Beachendon.

Verständnisvolles Kopfnicken.

»Alle anderen haben darauf zu achten, dass die Normalsterblichen auf dem richtigen Platz sitzen«, fuhr Earl Beachendon fort. »Die internationalen Museumsdirektoren sind in Reihe H. Die Zeitungsherausgeber in Reihe I. Die übrigen Presseleute dürfen ihren Bereich nicht verlassen, bis auf ein paar ausgewiesene Journalisten - Camilla hat die

Namen. Die anderen Premium-Kunden sitzen in den Reihen J, K, L und M. Die Top-Händler kommen in den Reihen P und Q. Ich will hier und da ein Model oder eine Schauspielerin sitzen sehen, für den Glamour-Effekt, aber keine über vierzig oder Größe achtunddreißig. Wer nicht zur ersten Garnitur gehört, muss stehen.«

Beachendon richtete sich auf und sah sich um. »Meine Damen, ziehen Sie sich die Lippen nach; meine Herren, richten Sie Ihre Krawatten und postieren Sie sich am Eingang. Geben Sie alles.«

Mrs Appledores Limousine kam nur langsam voran. Die Strecke vom Claridge's bis in die Houghton Street war normalerweise eine Sache von zehn Minuten, aber wegen Bauarbeiten und Umleitungen ging es am Berkeley Square nur im Schneckentempo voran. Es war ein ungewöhnlich warmer Juliabend. Die Londoner, die überzeugt waren, zum ersten und zum letzten Mal die Sonne zu sehen, quollen aus den Pubs hinaus auf die Bürgersteige. Die Männer zogen ihre Jacketts aus und hatten dunkle Schatten unter den Armen, die Frauen trugen Sommerkleider. Zumindest wirken sie ausnahmsweise mal gut gelaunt, dachte Mrs Appledore. Im Winter sind die Briten immer so misstrauisch und schweigsam. Während ihr Wagen durch die Berkeley Street kroch, fragte sie sich, ob dies wohl ihre letzte große Versteigerung sein würde. Im nächsten Jahr wurde sie achtzig, und ihre jährliche Reise zu den Londoner Auktionen verlor allmählich ihren Reiz. Früher kannte sie alle im Verkaufsraum; und wichtiger noch, alle kannten sie.

Mrs Appledore sah entschlossen in die Zukunft, war aber den Prinzipien und Gepflogenheiten der Vergangenheit verbunden. 1935 war sie als Inna Pawlokowski in Polen zur Welt gekommen, und ihre ganze Familie war beim Massaker von Katyn von den Sowjettruppen ermordet worden. Bis

Kriegsende blieb die junge Inna in der Obhut von Nonnen und wurde 1948 zusammen mit dreitausend Waisenkindern nach Amerika verfrachtet. Auf dem Flüchtlingsboot, der *Cargo of Hope*, lernte sie ihren zukünftigen Ehemann Yannic kennen, und obwohl beide erst dreizehn waren, machte er ihr, als sie die Freiheitsstatue passierten, einen Heiratsantrag. Sie versprach, ihm sechs Kinder zu gebären (daraus wurden neun), und er schwor, sie beide zu Millionären zu machen (sein geschätztes Vermögen belief sich bei seinem Tod auf sechs Milliarden). Am Tag ihrer Hochzeit 1951 nahmen Inna und Yannic die Namen Melanie und Horace Appledore an und sprachen fortan nie wieder ein Wort Polnisch. Ihre erste Firma, die sie am Tag nach der Hochzeit gründeten, war ein Verleih für Anzüge und Schuhe, damit sich verarmte Einwanderer für Bewerbungsgespräche ordentlich anziehen konnten. Bald expandierte Appledore Inc. und kaufte Immobilien, Nähereien und später Kapitalanteile. Da die Appledores aus eigener Erfahrung wussten, dass Einwanderer besser zupacken konnten als Eingeborene, stellten sie Anschubfinanzierungen für Neugründungen zur Verfügung und erhielten im Gegenzug Anteile plus Zinsen. Dank des *Displaced Persons Act* wurden immer neue Wellen von Einwanderern an die Ufer Amerikas gespült, und die Appledores unterstützten und schröpften Europäer, Mexikaner, Koreaner, West-Indier und Vietnamesen gleichermaßen. Bei der Wende zum neuen Jahrhundert besaßen Melanie und Horace kleine, aber wichtige und hochprofitable Anteile an diversen Familienunternehmen über sämtliche fünfzig Bundesstaaten verteilt.

Melanie begriff, dass Geld allein noch kein Garant war für einen Platz am Kapitänstisch. Sie war wild entschlossen, in die höchsten Ränge der Park-Avenue-Gesellschaft vorzustoßen, und wusste, dass sie über Standards und

Erwartungen erst Bescheid wissen musste, um sich nahtlos in die vornehmen Kreise einfügen zu können. Zu diesem Zweck heuerte sie Nobelpreisgewinner, Museumsdirektoren und abgehalfterte Gesellschaftsdamen an, um sich in jedwedem Bereich unterweisen zu lassen, der ihrem Fortkommen förderlich wäre. Sie lernte, wie man Besteck auf dem Tisch arrangiert, erfuhr einiges über Rebsorten, Kunstbewegungen, den Unterschied zwischen Allegro und Staccato und wie viel Trinkgeld man dem Butler eines Grafen gab. Diese neue Generation, dachte Mrs Appledore wehmütig, ist vulgär und auch noch stolz drauf.

Horace und Melanie spendeten an zahlreiche kulturelle Einrichtungen; sie unterstützten den Wiederaufbau von La Fenice in Venedig und die Restaurierung einer klitzekleinen Kirche in Aix-en-Provence. Ihre größte Liebe jedoch galt einer Villa, die der Industrielle Lawrence D. Smith im Jahr 1924 als Liebesbeweis für seine französische Frau Pipette gebaut hatte. Sie lag fünfundvierzig Meilen nördlich von Manhattan am Ufer des Hudsons, hatte eine neunzig Meter breite Fassade und fast drei Hektar Nutzfläche. Leider starb Pipette kurz nach Vollendung des Hauses, und der untröstliche Milliardär zog nie ein. Das Haus stand leer und ungeliebt, bis Horace und Melanie es 1978 für den fürstlichen Betrag von einhundert Dollar erwarben.

Die Villa Smith wurde umgetauft und hieß fortan Appledore Museum of French Decorative Arts. Horace und Melanie verwendeten die nächsten Jahrzehnte und den Löwenanteil ihres sagenhaften Vermögens darauf, das Haus zu restaurieren und eine der größten Sammlungen französischer Möbel und Kunstwerke außerhalb Europas zusammenzustellen. Materieller Besitz gab ihnen das Gefühl von Wichtigkeit. Mrs Appledore, die inzwischen in ihrem achtzigsten Lebensjahr war und an Herzproblemen und schwerer Osteoporose litt, hatte beschlossen, jeden

verbleibenden Cent ihrer karitativen Stiftung für *Die Launenhaftigkeit der Liebe* zu verprassen. Wenn's das dann war mit dem Geld, umso besser: Sie war ohnehin bald tot, und ihre Kinder waren versorgt.

Mrs Appledores Chanel-Robe aus limettengrüner Seide, einem Farbton, der fast identisch war mit dem Blattwerk des Gemäldes, hatten sie und Karl Lagerfeld zusammen ausgesucht. Das Outfit wurde durch eine schlichte Diamantkette und Ohrclips abgerundet - nichts sollte sie von ihrem letzten großen Kauf ablenken. Am Morgen hatte sie sich eine frische Dauerwelle machen lassen, etwas fluffiger als sonst und mit zartrosa Tönung. Im Augenblick ihres letzten Triumphs wollte sie perfekt aussehen. Morgen um diese Uhrzeit wären das Bild und seine neue Besitzerin in allen Zeitungen. Bei der Pressekonferenz würde sie bekanntgeben, dass ihre private Sammlung mitsamt der *Launenhaftigkeit der Liebe* als Schenkung an ihr geliebtes Appledore-Museum ginge. Wenn doch nur ihr lieber Mann noch am Leben wäre, um diesen letzten Geniestreich zu sehen!

Wladimir Antipowski saß in seinem neuen Haus am Chester Square vor dem Computer, gab siebzehn verschiedene Codes ein, legte sein Auge an den Iris-Scanner, ließ seine Fingerabdrücke durch den UV - Scanner laufen und überwies fünfhundert Millionen Dollar auf sein laufendes Konto. Er war bereit, mehr als nur sein Geld aufs Spiel zu setzen, um das Kunstwerk zu kaufen.

Der Emir von Alwabbi saß in seinem kugelsicheren Wagen vor dem Londoner Dorchester Hotel und wartete auf seine Frau, die Sheikha Midora. Die Auktion war für den Emir eine einzige Qual. Er war ein zurückgezogen lebender Mensch und hatte sein Leben lang versucht, das Blitzgewitter der

Kameras, die Blicke und den Spott der Journalisten, ja jedwede Form der Öffentlichkeit zu meiden. Nur damals, an jenem ruhmreichen Tag, als sein langgehegter Traum wahr wurde und sein Pferd *Fighting Spirit* das Derby gewann, hatte der Emir nicht widerstehen können und war vor die Königin getreten, um im Namens seines kleinen Emirats die prächtige Trophäe in Empfang zu nehmen.

Den wenigsten Menschen war klar, dass alle Vollblutpferde von vier Arabern abstammten, und das schmerzte den Emir. Vor allem die Engländer dachten gern, dass sich auf wundersame Weise aus ihren stämmigen, x-beinigen, zotteligen Moorland-Ponys mithilfe von guter Züchtung und natürlicher Auslese diese herrlichen Tiere entwickelt hätten.

Der Emir wollte in seinem Binnenstaat ein Museum bauen, das den Pferden gewidmet war. Über Jahrhunderte hatte sich der Lebensunterhalt seiner Familie auf Kamelen und Araberpferden gegründet; Öl war erst in den letzten dreißig Jahren entdeckt worden. Doch seine Frau war der Meinung, ein solches Museum wolle niemand besuchen; Kunst dagegen hätte eine magnetische Wirkung. Sie wies auf den Erfolg der Nachbarländer Katar und Dubai hin, auf die Verwandlung von Niemandsstädten wie Bilbao und Hobart. Als sich ihr Mann noch immer nicht überzeugen ließ, schimpfte die Sheikha, dass es weniger als den Wert eines Wochenausstoßes an Rohöl kosten würde, um das größte Museum der Welt zu bauen. Der Emir gab nach; das Museum wurde gebaut. Es galt als das Meisterwerk des berühmtesten Architekten der Welt, als Kulturtempel und Kunstdenkmal. Es gab jedoch ein Problem, das weder die Sheikha noch die ungezählten Berater, Designer, ja nicht einmal der gefeierte Architekt selbst zu lösen wusste: Das Museum war leer. Besucher wandelten durch die gewaltigen Säle und bestaunten die Schattenwürfe, die perfekte

Klimatisierung, die kühlen Marmorböden, die geniale Lichtführung, bloß war da nichts, um der Monotonie der endlosen weißen Wände entgegenzuwirken: Das Museum war kunstlos.

Vier Etagen über ihrem Mann saß die Sheikha in der königlichen Suite an ihrem Frisiertisch. Mit neun verlobt, mit dreizehn verheiratet, mit zwanzig bereits vierfache Mutter – war sie heute zweiundvierzig Jahre alt. Als Mutter des Kronprinzen war ihre Zukunft gesichert. Es gab wenig, was ihr Mann oder die Hofbeamten tun konnten, um ihre Kauflust zu zügeln; sie konnten nur zusehen, wie sie das Beste aus den Auktionssälen der Welt absahnte und die Preise in neue Höhen trieb. Die Sheikha brauchte noch eine Hauptattraktion, aber leider hingen die meisten großen Werke bereits in Nationalmuseen oder Privatsammlungen. Im dem Moment, als sie die *Die Launenhaftigkeit der Liebe* sah, wusste sie, dass dies das Juwel für ihr Museum war. Hier war ein Bild, das in der Lage sein würde, Touristen aus aller Welt anzuziehen. Anders als diejenigen, die das Gemälde zu einem vernünftigen Preis erstehen wollten, war die Sheikha entschlossen, dass die Gebote außer Kontrolle gerieten. Sie wollte, dass ihr Bild (dass es das werden würde, stand für sie außer Frage) das teuerste wurde, das jemals bei einer Auktion ersteigert wurde; je mehr Publicity, desto besser. So wie ihr Mann bei Pferderennen gewann, würde sie in der großen Arena des Auktionsraums triumphieren – das Bild der Sheikha im Kampf um ihr Gemälde würde über jeden Bildschirm der Welt flimmern. Nach langem erbittertem Wettstreit würden die Herrscher von Alwabbi den wohlhabendsten und habgierigsten Sammlern das Prunkstück entreißen. Es wäre die endgültige Bestätigung ihres Traums und die ultimative Werbeaktion. In

ihrer Hotelsuite umrandete die Sheikha ihre schönen dunklen Augen ein letztes Mal mit Kajal.

Sie klatschte in die Hände, und sieben Kammerfrauen eilten herbei, jede mit einem Haute-Couture-Kleid über dem Arm. Die Sheikha trug nur einen winzigen Prozentsatz der für sie angefertigten Kleider, aber sie hatte gerne die Auswahl. An diesem Abend besah sie Modelle von Elie Saab, McQueen, Balenciaga, Chanel und de la Renta und entschied sich nach längerem Hin und Her für ein neues Kleid von Versace aus schwarzer Seide und mit Goldmünzen an echten Goldfäden, die beim Gehen leise klimpern. Das Kleid würde unter einer langen schwarzen Abaya verschwinden, aber immerhin würden ihre Manolo Blahniks zu sehen sein: nerzgefütterte weiße Ziegenleder-Stiefeletten mit 24-Karat-diamantenbesetzten Absätzen, die das Blitzlicht der Fotografen einfangen würden, wenn sie das Podium betrat, um ihren letzten und großartigsten Kauf zu begutachten.

In einer anderen Ecke von London, in East Clapham, saß die Kunstkritikerin Delores Ryan verzweifelt in ihrer Zweizimmerwohnung. Der einzige Weg, ihren Ruf zu retten, wäre, das Bild zu vernichten, oder sich selbst, oder beides. Die ganze Welt wusste, dass sie, eine der größten Kunstexperten auf dem Gebiet der französischen Malerei des achtzehnten Jahrhunderts, das Werk in Händen gehalten und als schlechte Kopie abgetan hatte. Mit einer einzigen falschen Zuordnung, einem Schnellschuss, hatte sie die Arbeit ihres ganzen Lebens vor die Wand gefahren. Obwohl Delores mehr als vier Triumphe zu verbuchen hatte, zu denen der Stourhead-Boucher, der Fonthill-Fragonard und der wirklich spektakuläre Watteau zählte, der unter falschem Namen in der Mitarbeiterkantine des Rijksmuseums hing, war das alles plötzlich vergessen. Man

würde sie ewig als die Dilettantin im Gedächtnis behalten, die *Die Launenhaftigkeit der Liebe* zu Fall gebracht hatte.

Vielleicht hätte sie vor all den Jahren doch Lord Walreddons Antrag annehmen sollen. Dann wäre sie jetzt eine Gutsherrin, die in morbider Pracht inmitten einer Kakophonie von Kindern und alternden schwarzen Labradorhunden leben würde. Doch Delores hatte nur eine Liebe: die Kunst. Sie glaubte an die Macht der Schönheit. In Gesellschaft Johnny Walreddons war ihr sterbenslangweilig gewesen; stand sie dagegen vor einem Tizian, kamen ihr vor Entzücken die Tränen. Wie ein Mann, den es zum Priestertum zog, hatte sie den irdischen Genüssen (na ja, zumindest den meisten) zugunsten einer größeren Sache entsagt.

Das verkannte Werk und der ganze Trubel um seinen Verkauf waren für Delores nicht nur eine schreckliche Schmach; die ganze Angelegenheit bewirkte ihren Abfall vom Glauben. Sie wollte nicht mehr Teil einer Zunft sein, in der Kunst und Geld eine untrennbare Einheit bildeten, in der Spiritualität und Schönheit nur noch als Fußnoten vorkamen. Jetzt konnte nicht einmal mehr Delores ein Bild betrachten, ohne sich nach dessen Preis zu fragen. Schlimmer noch, dieses exklusive Feld mit seiner besonderen Sprache und seinen Chiffren war entzaubert worden: Erst gestern hatte sie in einem Café mitbekommen, wie zwei Bauerntrompeler über die Verdienste von Boucher versus Fragonard fachsimpelten. Schlagartig war Delores von der Hohepriesterin der heiligen Kunst zu einer ganz gewöhnlichen einsamen Frau in einer Mietwohnung abgesunken.

Delores heulte all den Jahren nach, die sie mit Forschung vergeudet, den Stunden, die sie mit Monografien und bei Vorträgen verbracht, den Urlaube, die sie in unterirdischen Bibliotheken gehockt hatte. Sie weinte den Bildern nach, die

durch ihre Hände gegangen waren und ihr, hätte sie's etwas schlauer angestellt, ewigen Ruhm und Komfort gesichert hätten. Sie beschluchzte ihre ungezeugten Kinder und das Leben, das sie hätte haben können. Es war niederschmetternd, dass ihr jüngeres Ich zu wenig Weisheit besessen hatte, um all das vorauszusehen.

Punkt neunzehn Uhr, eine Stunde vor Auktionsbeginn, ging ein erwartungsvolles Raunen durch die Menge in der Houghton Street, als schnurrend die erste Limousine auf das Auktionshaus zufuhr. Ljudmila wusste, wie man einen Auftritt hinlegt: Sehr langsam schob sie zentimeterweise ein langes Bein aus der offenen Wagentür. Die Blitzlichter der Paparazzi explodierten, und wenn später nicht bestimmte Dinge passiert wären, hätte das Foto von Ljudmilas traumhaft schönen Beinen in den schwarzen Netzstrümpfen, die aus einem schwarzen Bentley auftauchen, sämtliche Titelblätter der Regenbogenpresse von Croydon bis Kurdistan geziert. Ihr Verlobter, Dimitri Woldakow, der achtundsechzig Prozent des weltweiten Kaliummarkts kontrollierte und mehrere zehn Milliarden Pfund schwer war, zog nicht einen einzigen Blitz auf sich. Ihm war's recht: Je weniger Leute wussten, wie er aussah, desto geringer war die Chance, Opfer eines Attentats oder einer Entführung zu werden. Dimitri sah hinauf zu den umliegenden Dächern und erkannte mit Erleichterung, dass seine Männer bewaffnet und einsatzbereit waren; seine Bodyguards, von denen nur zwei mit hineindurften, hatten ihn schon in ihre Mitte genommen. Dimitri vermutete, dass Wladi, dieser miese kleine Emporkömmling, heute Abend alles dransetzen würde, um ihn zu überbieten. »Soll er mal versuchen«, dachte er.

»Ljudmila, Ljudmila!«, riefen die Fotografen. Ljudmila drehte sich nach links und nach rechts und hielt ihren

Schmollmund gekonnt in die Kameras.

Zwei schneeweiße Range-Rover-Sonderanfertigungen, aus denen dieselbe Musik wummerte, hielten vor dem Portal.

Ein Flüstern ging durch die erwartungsvolle Menge. »Mr Power Dub-Box. Power Dub-Box.«

Zwei breitschultrige Bodyguards in schwarzen Anzügen mit Knopf im Ohr sprangen aus dem ersten Wagen und rannten zum zweiten. Als die Wagentür aufging, vibrierte die ganze Straße im Rhythmus von M. Power Dub-Box' Nummer-Eins-Hit *I Is da King*. Der massige, selbsternannte König des Rap trug Jeans und T-Shirt, und ihm folgten drei Frauen, die mehr oder minder aussahen, als wären sie nackt.

»Die sind bestimmt froh, dass es heute Abend so warm ist«, sagte Felicia zu Dawn und verfolgte staunend das Spektakel.

»Hat die Dritte überhaupt was an?«, fragte Dawn.

»Das Bustier ist hautfarben«, stellte Felicia fest.

»Ich meine gar nicht dieses komische Top«, sagte Dawn und machte ein Handyfoto vom scheinbar nackten Hintern der Frau, der im Auktionshaus verschwand.

»Es ist mir eine große Freude, Sie hier begrüßen zu dürfen, Mr M. Power Dub-Box«, sagte Earl Beachendon und trat nach vorn, um dem Musiker die Hand zu schütteln. Er gab sich alle Mühe, die halbnackten Frauen neben dem Rapper nicht anzusehen, was ihm aber nicht gelang. M. Power versuchte halbherzig den Earl abzuklatschen, ehe er sich den wartenden Filmteams zuwandte. Seine drei Begleiterinnen schmiegteten sich an ihn wie Blütenblätter um einen großen Stängel.

»Hey, hallo!«, rief Marina Ferranti, die zierliche *BBC Arts Live* – Sprecherin, und begrüßte M. Power Dub-Box wie einen lang verschollenen Freund. »Warum sind Sie heute hier?«

»Ich geh halt gerne shoppen«, sagte er.

»Das hier ist aber eher High-End-Shoppen!«

»Jep.«

»Hoffen Sie darauf, das Bild zu kaufen?«

»Jep.«

»Wie viel werden Sie ausgeben?«

»So viel wie nötig.«

»Würde es sich gut als Albumcover machen?«

»Nein.« M. Power Dub-Box sah die Sprecherin ungläubig an. Selbst die BBC hatte doch wohl inzwischen mitbekommen, dass keine Sau mehr ein Album produzierte; virales Marketing war das Zauberwort.

»Warum wollen Sie's denn dann kaufen?«, fragte Marina.

»Ich mag's halt«, sagte er und ging davon.

Unbeirrt wandten sich Marina und ihr Fernseheteam Earl Beachendon zu.

»Lord Beachendon, sind Sie überrascht über die Aufmerksamkeit, die dieses kleine Bild erregt?«

»*Die Launenhaftigkeit der Liebe* ist das bedeutendste Kunstwerk, das Monachorum jemals die Ehre hatte zu verkaufen«, sagte er.

»Viele Fachleute sind der Meinung, dass es nur eine Studie ist und der Schätzwert in keinem Verhältnis zu seiner Bedeutung steht«, fuhr Marina fort.

»Ich will Ihnen die Frage mit einer Gegenfrage beantworten: Wie ermittelt man den Wert eines Kunstwerks? Es hat sicherlich nichts mit dem Gewicht seiner Farbe und der Leinwand zu tun, nicht mal mit dem Rahmen. Nein, den Wert eines Kunstwerks bestimmt allein das Begehren: Wer es besitzen will und wie dringend.«

»Finden Sie, dass dieses kleine Gemälde wirklich über zehn Millionen Pfund wert ist?«

»Nein, es ist mehrere Hundert Millionen Pfund wert.«

»Woher wissen Sie das?«

»Ich bin nicht derjenige, der den Wert bestimmt. Mein Job ist es, das Bild in seinem besten Licht zu präsentieren. Die Auktion wird den Preis bestimmen.« Der Earl lächelte.

»Ist es das erste Mal, dass ein Gemälde mit einer Welttournee, einer Biografie, einer App, einer eigenen Website, einem Kinofilm und einem Dokumentarfilm beworben wird?«, fragte Marina.

»Wir fanden es wichtig, seine Historie hervorzuheben, indem wir uns alle Möglichkeiten der modernen Technologie zunutze machen. Dieses Bild hat eine Stilrichtung ausgelöst, die die Kunstgeschichte verändert hat. Außerdem hat es eine einzigartige Provenienz: Es hat einigen der mächtigsten Figuren der Weltgeschichte gehört. Diese Leinwand war Zeuge von Glanz und Gräueltaten, von Leidenschaft und Hass. Könnte das Bild doch nur sprechen!«

»Aber es kann nicht sprechen«, fuhr Marina dazwischen.

»Das ist mir klar«, erwiderte der Earl mit vernichtender Überheblichkeit. »Aber jeder, der auch nur einen Funken von Geschichtsbewusstsein hat, kann sich vorstellen, welche historischen Ereignisse, welche illustren Persönlichkeiten mit diesem kleinen Juwel verknüpft sind. Der glückliche neue Besitzer wird sich in diese Folge einreihen können.«

Marina wagte sich noch einen Schritt weiter vor. »Ich habe heute Abend erst mit einer einzigen Person gesprochen, der das Gemälde tatsächlich gefällt, nämlich mit M. Power Dub-Box. Alle anderen scheinen es aus anderen Gründen besitzen zu wollen«, sagte sie. »Der französische Kulturminister und der Botschafter sagen, es sei von großer nationaler Bedeutung. Der Direktor der National Gallery betont, die französische Kunst des achtzehnten Jahrhunderts sei am Trafalgar Square unterrepräsentiert. Die Takris wollen es für ihr neues Museum in Singapur, Steve Brent für sein neues Kasino in Las Vegas. Und so weiter. Denken Sie, dass die Liebe zur

Kunst heutzutage irrelevant ist, dass der Besitz von Bildern heute nur Mittel zum Zweck ist, um Reichtum zur Schau zu stellen?«

»Gerade sind ein paar wichtige Gäste angekommen, die ich begrüßen muss«, sagte Beachendon geschmeidig.

»Eine letzte Frage«, rief Marina. »Welche Summe erhoffen Sie mit dem Gemälde heute Abend zu erzielen?«

»Ich bin zuversichtlich, dass wir alle bisherigen Rekorde in den Schatten stellen werden. Wenn Sie mich jetzt bitte entschuldigen würden ...« Earl Beachendon war sich bewusst, zu viel gesagt zu haben, und kehrte hastig zurück zum Defilee, um den Emir und die Sheikha von Alwabbi in Empfang zu nehmen.

Eine halbe Stunde später, nachdem alle wichtigen Akteure eingetroffen und ihren Betreuern übergeben worden waren, schlüpfte der Earl durch zwei gewaltige Mahagonitüren ins Innerste des Hauses Monachorum: den Auktionsraum. Er stützte sich auf sein Stehpult aus dunklem Holz, warf einen Blick über die leeren Stühle und die Tische mit den Telefonen entlang der Rückwand des Raumes. Dies war sein Amphitheater, seine Arena, und in genau zwanzig Minuten würde er den Vorsitz führen über einen der erbittertsten Kämpfe der Kunstgeschichte. Die Arsenale der Bieter waren voller Pfund, Dollar und anderer Währungen. Seine Waffen waren sein Hammer und seine Autorität. Er würde die Angreifer bremsen, sie zu weiteren Schritten motivieren und die einzelnen Fraktionen davon abhalten müssen, sich allzu schnell gegenseitig anzustechen. Beachendon wusste: Wenn Gefühle so aufkochten wie voraussichtlich an diesem Abend, wenn so viel mehr als Stolz und Geld auf dem Spiel standen, wenn gigantische Egos und alte Fehden so eng miteinander verbandelt waren, konnte einiges schiefgehen.

Er sah hinunter auf sein geheimes schwarzes Buch, in dem alle Erläuterungen zu seinen Käufern standen; wo sie sitzen und wie viel sie möglicherweise bieten würden. Am Rand hatte der Earl eine Liste der Telefonbieter notiert und derjenigen Bieter, die anonym bleiben wollten. An diesem Nachmittag hatten sich vierzehn weitere hoffnungsvolle Bieter registriert, und die Mitarbeiter hatten Liquiditätsnachweise und andere Sicherheiten aufnehmen müssen. Es gab bereits einen Bieter, der 250 Millionen Pfund garantierte; ein Rekord war aufgestellt, noch bevor die ersten öffentlichen Gebote überhaupt eingegangen waren. Wenn niemand mehr bot, würde der Auktionator dem anonymen Käufer am Telefon den Zuschlag geben. Beachendon machte eine Proberunde, indem er auf den leeren Stühlen und an den unbemannten Telefonleitungen imaginäre Bieter aufrief. »Siebzig Millionen, achtzig Millionen zweihunderttausend, neunzig Millionen dreihunderttausend, einhundert Millionen vierhunderttausend. Das Höchstgebot ist am Telefon. Nein, hier im Parkett. Jetzt bei Ihnen, Sir. Zweihundertfünfzig Millionen und fünfhunderttausend.« Später würde jedes Gebot simultan in Dollar, Euro, Yen, Renminbi, Rupie und Rupiah umgerechnet werden und über die großen elektronischen Leinwände laufen.

Der Earl war äußerlich ruhig und gefasst; in seinem Innern jedoch brodelte es. Vor etwas mehr als einem Jahrhundert hatte dieses Bild einem Mitglied seiner Familie mütterlicherseits gehört, nämlich Königin Victoria höchstselbst; dass es verkauft wurde, war ein weiterer Beweis des unaufhaltsamen Niedergangs seines Geschlechts. Der sagenhafte Preis und das Berüchtigtsein des Gemäldes machten Beachendon zu schaffen, denn sie erinnerten ihn an alles, was verloren war: neunzigtausend Hektar in Wiltshire, Schottland und Irland; Landbesitz in der Karibik, dazu große Gemälde von van Dyck, Tizian, Rubens,

Canaletto und Leonardo. Hätten wir doch nur dieses eine Gemälde behalten, dachte der Earl betrübt und blickte auf das kleine Bild in seinem kugelsicheren Glaskasten. Er stellte sich ein anderes Leben vor, ein Leben ohne die Northern Line, ohne das ständige Katzbuckeln vor den Superreichen und ihren Anhängseln, den Händlern, Beratern, Agenten, Kritikern und Experten, die in den Gewässern der internationalen Kunstwelt die schwerreichen Wale umschwirrten wie Schiffshalter-Fischchen. In einer halben Stunde würde das Parkett zu seinen Füßen von diesen Typen nur so wimmeln, und es wäre an ihm, Earl Beachendon, Höchstpreise aus ihnen herauszukitzeln. Zumindest, tröstete sich der Earl, bewies seine eigenständige Entdeckung des Bildes, dass die Beachendon-Familie zwar ihr Vermögen, aber nie ihren Kennerblick verloren hatte.

Zusammen mit dem Rest der Welt fragte sich Beachendon, welche Summe das kleine Gemälde erzielen würde. Selbst die niedrigste geschätzte Summe würde reichen, um ein paar Herrenhäuser in Mayfair, ein Anwesen in Schottland und in der Karibik zu erwerben, die Spielschulden seines Sohnes und Erben, Viscount Draycott, zu begleichen und jeder seiner Töchter, Desdemona, Cordelia, Juliet, Beatrice, Cressida und Portia Halfpenny eine anständige Wohnung zu kaufen.

Beachendon war zwar nicht gläubig, aber pragmatisch, daher erlaubte er sich, ein kleines Stoßgebet zum Himmel zu schicken.

Der Earl war so in Gedanken, dass er gar nicht mitbekam, wie ein junger Mann chinesischer Abstammung in Türsteher-Uniform die samtbedeckte Plinthe begutachtete. Viele Stunden später, als sich Wachschutz und Polizei die Bänder vom Überwachungssystem ansahen, sollten sie sich fragen, wie jemand ein so tollkühnes Manöver hatte wagen können,

direkt unter den Augen des Earls und der gesamten Wachmannschaft. Die meisten hatten ihn für irgendjemandes Sohn gehalten, einen Praktikanten, einen der vielen jungen Leute, die die ehrenvolle Aufgabe übernahmen, umsonst für ein großes Auktionshaus zu arbeiten, um etwas Spannendes in ihren Lebenslauf schreiben zu können. Natürlich traten dann die Leiter der Personalabteilung und der für Sicherheit Zuständige sofort zurück, aber da war es schon zu spät. Viel zu spät.

## *1. Kapitel*

Ein halbes Jahr zuvor (11. Januar)

Obwohl sie oft bei Bernoffs An- und Verkauf vorbeikam, war Annie nie versucht gewesen, den Trödeladen zu erkunden; er war wenig einladend mit seiner schmutzigen Scheibe, hinter der sich der Krimskrams wildfremder Menschen stapelte. Die Entscheidung, an diesem Samstagmorgen durch die Tür zu treten, war spontan; Annie hoffte, ein Geschenk für den Mann zu finden, mit dem sie schlief, über den sie aber kaum etwas wusste.

Fünf Wochen zuvor hatte sie Robert in der Wallace Collection am Manchester Square beim »Kunst der Liebe«-Singleabend kennengelernt. Seit ihrer Teenagerzeit war es das erste Mal, dass Annie wieder auf Männersuche war, und sie ging mit geringen Erwartungen hin, wenn auch in der Hoffnung, zumindest etwas über Kunst zu erfahren. Der Flyer versprach »Vorträge, die das Eis zum Schmelzen bringen« und »Weltklasse-Experten«, um die Gemälde zu erklären. Während eines Vortrags über »Leidenschaft am Hofe Ludwigs XIV.« begegnete Robert ihrem Blick. Er schaute unbeholfen und wenig zuversichtlich – instinktiv erkannte Annie ein Gegenüber mit pulverisiertem Herzen. Er sah nett aus, aber verwahrlost – die Haare zu lang, das Hemd schlecht gebügelt und insgesamt leicht lädiert. Er war auf wenig bedrohliche Art attraktiv. Ein paar Stunden später küssten sie sich in einer Gasse hinter der Marylebone High Street. Er hatte sich ihre Nummer geben lassen (nur aus

Höflichkeit, wie Annie vermutete). Am nächsten Tag bekam sie von ihm eine SMS: »Liebe Annie, meine Großmutter sagte immer, wenn man vom Pferd fällt, muss man sich sofort wieder in den Sattel setzen. Lust auf einen Drink?« Danach hatte sich Annie ein- bis zweimal die Woche mit Robert für gar nicht mal so schlechten Sex und planlose Konversation getroffen. Als Robert damit herausrückte, dass er seinen Geburtstag allein verbringen würde, versprach Annie, ihn zu bekochen. Wider besseres Wissen war Hoffnung in ihr aufgekeimt. Ihr Verlangen danach, zu lieben und geliebt zu werden, war so groß, dass sie nicht sehen wollte, wie wenig kompatibel sie waren. Immerhin, dachte sie, würde der brave, solide Robert, Rechtsanwalt aus Crouch End, dessen Frau das Unverzeihliche getan hatte und mit seinem besten Freund durchgebrannt war, niemals herzlos oder grob sein.

Leicht schauernd schob Annie die Ladentür auf. In der Ecke saß ein Mann, wobei er kaum zu unterscheiden war von dem Sessel, in den er sich geflüzt hatte. Beide waren sackartig und in braunen Samt gehüllt. Er guckte Fernsehen ohne Ton, und Annie sah in seinen Brillengläsern den Widerschein galoppierender Rennpferde.

»Haben Sie geöffnet?«, fragte sie.

Der Mann winkte sie hinein, ohne den Blick vom Bildschirm zu nehmen.

Annie zog leise die Tür hinter sich zu.

Ein Telefon klingelte. Der Mann griff hastig danach.

»Bernoffs Antiquitäten An- und Verkauf«, sagte er mit monotonem Londoner Akzent. »Ralph Bernoff hier.« Seine Stimme war erstaunlich hoch und jugendlich. Er sah aus wie fünfzig, war aber wahrscheinlich erst dreißig.

»Gaz, alter Schwede, guckst du auch gerade *Channel 4*? Hast du gesehen, Spinnaker ist bei dreißig zu eins«, sagte Ralph. »Meine Fresse, ich glaub's ja nicht.«